

DIETER JUST

11. Ein Kultbuch der Rechten

Ernst H. Kantorowicz - Kaiser Friedrich der Zweite

Einleitung. Heute wird in Deutschland manchmal ein umgekehrter Rassismus vertreten: Dieser Mann war Jude, also kann sein Werk nicht verfänglich sein. Nun gab es um 1930 in Deutschland sehr viele Juden, die dem Judentum etwa so eng verbunden waren, wie Hitler dem Katholizismus,¹ nämlich nur nominell. Ein solcher Jude war K. Solange er in Deutschland lebte, wirkte und Karriere machte, war er ein nationalistischer Deutscher, dessen geistige Heimat der George-Kreis geworden war. 1933 war der ehemalige Freikorpskämpfer bereit, sich trotz erheblicher Vorbehalte dem neuen Regime zur Verfügung zu stellen. Aber als nationalsozialistische Studenten seine Vorlesungen störten und die Universitätsleitung nichts zu seinem Schutz tat, folgte K. einer Einladung nach Oxford. In seinem späteren Exil in den USA hat er einen „gründlichen“ inneren Wandel durchgemacht, der ihn veranlasste, sich von seiner 1927 erstmals erschienenen, äußerst erfolgreichen Biographie über Friedrich II. zu distanzieren. Erich von Kahler hat seine Motive folgendermaßen wiedergegeben:

*Das zweite, wichtigere Motiv aber war, dass seine (die des Autors) **menschlichen und politischen Überzeugungen** sich infolge der deutschen Ereignisse und seiner amerikanischen Erfahrungen in der Zwischenzeit **gründlich verändert hatten** und der Ton, in dem das Buch geschrieben war, seinen gewandelten Anschauungen nicht mehr entsprach. Das ganze Buch, dachte er, müsse neu geschrieben werden, und dazu fühlte er sich nicht mehr geneigt...*²

Sein Buch macht trotzdem in unveränderter Fassung in Deutschland Furore, was die grundsätzliche Frage nach der Effizienz der politischen Umerziehung der Deutschen nach dem Krieg aufwirft. Eigentlich wäre es die Aufgabe eines Mediävisten, heute die nötigen Klarstellungen zum Friedrich-Buch von K. zu liefern. Aber da scheint es an der nötigen Entschlossenheit zu fehlen. Ich zitierte aus einer im Klappentext zur Ausgabe von 1995 wiedergegebenen Rezension von Horst Fuhrmann in *Die Zeit*:

¹ Dass sich Hitler in seiner Wiener Zeit in der antikirchlichen Los-von-Rom-Bewegung stärker engagierte, als er später wahrhaben wollte, hat Brigitte Hamann in *Hitlers Wien*, München 1996, S.358f. dargestellt.

K.s. Porträt Friedrichs II. war Ausdruck der elitären Gesinnung des George-Kreises, dessen Gedanken, Sprache und Tun den Nachgeborenen fremd anmuten, auch wenn einst um dieses Buch und seine „Mythenschau“ eine heftige und von K. souverän bestandene Diskussion ausgebrochen war. Einem Publikum eigener Art wurde und wird die Lektüre des Buches zum Erlebnis.

Fuhrmann warnt zunächst von dem elitären Denken des George-Kreises, lässt durchblicken, wie wenig zeitgemäß dieses sei, aber dann kneift der Gelehrte. Es geht nämlich nicht darum, ob K. in der nationalistisch aufgeheizten Atmosphäre der Spätphase der Weimarer Republik die Diskussion über sein Buch „souverän“ bestand, sondern was ein deutscher Gelehrter im Jahre 1995 dazu zu sagen hat. Ist das Buch nicht tatsächlich eine Mythenschau, so dass die Anführungszeichen bei diesem Wort wegzulassen wären? Da auch Thomas Karlauf in seiner Stefan-George-Biographie zum Friedrich-Buch nichts weiter einfällt als „glänzend geschrieben“, glaube ich, besorgt über den neuerdings wieder aufbrechenden Nationalismus und Rassismus, einige kritische Bemerkungen nachtragen zu müssen.

1. Grober historischer Überblick. Im Frühen Mittelalter, also im achten Jahrhundert, war in Europa die in der Antike bereits florierende Geldwirtschaft wieder vergessen worden. Da Geld nur für den Handel benötigt wird, war um diese Zeit der Fernhandel übers Mittelmeer fast zum Erliegen gekommen. Denn die Expansion des Islam hatte die in der Antike bestandene Einheit des Mittelmeers zerrissen. Mit den Ungläubigen wollte das christliche Abendland keinen Handel treiben. (Henri Pirenne - Von Mohammed zu Karl dem Großen) Die welthistorische Bedeutung der italienischen Seestädte, vor allem Venedigs, liegt darin, in späteren Jahrhunderten diese Blockade gebrochen zu haben, wodurch Handel und Geldwirtschaft in Europa wieder aufblühten, so dass auch in Mitteleuropa Städte entstanden. Aber um 700 war man noch nicht so weit.

Damals sah sich der Franke oder Franzose Karl Martell trotz der fehlenden Geldwirtschaft, nicht zuletzt um die aggressiven Araber abzuwehren, die damals schon Spanien erobert hatten und dazu ansetzten, auch Frankreich zu unterwerfen, dazu gezwungen, eine merkwürdige Form von Staat zu errichten, welche die europäische Gesellschaft bis zur Französischen Revolution bestimmen sollte. Er erfand den Feudalismus. Sein Problem war: woher bekomme ich Soldaten, wenn ich kein Geld habe, sie zu bezahlen. Er bezahlte sie ganz einfach mit Ländereien und den darauf lebenden Leuten. So vergab er

Lehen an vornehme Adelige und verlangte als Gegenleistung militärische Dienste. Seine Lehensmänner sollte ihrerseits wieder Land an Untergebene verleihen, so dass ein stattliches Ritterheer entstand, mit dem Karl Martell die Araber schließlich 732 zwischen Tours und Poitiers entscheidend schlagen konnte. Das Problem lag aber im Folgenden: Ein Offizier, der mit Geld bezahlt wird, kann leicht entlassen werden. Man sperrt ihm einfach die Bezüge. Wenn ein mittelalterlicher König einen Lehensmann loswerden wollte, musste er ihn aus seinem Lehen vertreiben; und das war hin und wieder ein kleiner Feldzug. Auf Grund des Feudalsystems war die Macht eines mittelalterlichen Monarchen also sehr begrenzt. Deshalb kam es sehr auf die Persönlichkeit eines Königs an, ob er sich durchsetzte, auf seinen Mut in der Schlacht, auf seine Beredsamkeit und sogar auf sein äußeres Erscheinungsbild, also auf sein Charisma.

Das Wort *Lehen* kam von *Leihe*. Deshalb sollte ein Lehen spätestens beim Tod des Lehensmanns wieder an den König zurückgegeben werden, so dass dieser es wieder an einen treuen Gefolgsmann verleihen konnte. Aber die Lehen wurden bald erblich und vermischten sich mit dem Eigentum der Vasallen. Die Folge: der Eifer, mit dem König in den Krieg zu ziehen, ließ nach.

Nach der Teilung des Fränkischen Reiches kam Otto der Große, einer der ersten Könige des Ostfränkischen Reiches, aus dem sich Deutschland entwickelte, auf eine Idee, durch die er zum mächtigsten Mann in Europa aufstieg. Er stattete die Bistümer mit großen Ländereien aus, belehnte die Bischöfe und machte aus ihnen die Beamten und Offiziere seines Reiches. Neben ihrer Fähigkeit zu lesen und zu schreiben war der wichtigste Vorteil der Geistlichen: Sie hatten zumindest keine legitimen Kinder und konnten ihre Lehen nicht vererben. Otto der Große wurde 962 in Rom zum Kaiser gekrönt. Aber sein „Staat“ war gefährdet; er konnte von unbewaffneten Mönchen im Bündnis mit dem Papst, dessen schärfste Waffe der Kirchenbann war, bis auf die Grundfesten erschüttert werden. Und schon bald nahm eine religiöse Reformbewegung am weltlichen Pomp der Bischöfe Anstoß und vor allem an ihren militärischen Aufgaben - Bischöfe waren kirchlich gesehen Nachfolger Christi aber in der weltlichen Ordnung zugleich die Generäle des Reiches. Aus einem verständlichen Unbehagen frommer Christen über diese Vermischung zweier Reiche entwickelte sich die Forderung nach einem Verbot der Laieninvestitur. Der König solle hinfort als Laie keine Bischöfe mehr einsetzen dürfen. Aber damit machte der Papst Anstalten, dem mächtigen deutschen König sozusagen seinen ganzen Beamtenapparat und sein Offizierskorps unter den Füßen wegzuziehen und sich selbst zur führenden politischen Macht in Europa zu etablieren. Für das deutsche Kö-

nigtum bzw. Kaisertum war deshalb der sogenannte Investiturstreit mit dem Papst ein Kampf auf Leben und Tod. Zwar gelang es, diesen Streit durch das Wormser Konkordat 1122 beizulegen, aber der Konflikt schwelte weiter. Denn es ging im Grunde um die Machtfrage zwischen Kaiser und Papst, weltlicher und geistlicher Gewalt. Dieser Konflikt verschärfte sich noch, als der Staufer Friedrich II. 1198 zum König von Sizilien gekrönt wurde und später noch als Deutscher König und Kaiser das mächtigste Land nördlich der Alpen beherrschen sollte. Damit war der Kirchenstaat zwischen dem Königreich Sizilien, wozu ganz Unteritalien gehörte, und dem eigentlichen Deutschland eingeklemmt. Außerdem war dieses Sizilien bzw. Süditalien durch Beziehungen zu den damals wirtschaftlich und kulturell überlegenen Arabern in einer besonders günstigen Lage. Dort war die Geldwirtschaft längst in Schwung gekommen und Friedrich II. konnte im äußersten Süden seines Reiches den ersten modernen auf Geldwirtschaft basierenden straff organisierten Staat Europas aufbauen. Dazu half ihm einmal die von den Arabern vermittelte griechische Philosophie, aber auch der Islam selbst. Denn gegen den Kirchenbann immune Moslems eigneten sich ganz hervorragend als Soldaten gegen den Papst. In dieser extremen Situation kam es unter und durch Friedrich II. zum welterschütternden mit allen nur denkbaren propagandistischen Mitteln geführten Endkampf zwischen Kaiser und Papst, in dem die Institution des Kaisertums letztlich unterlag, was für die spätere Entwicklung des deutschen Reiches nicht ohne böse Folgen blieb.

2. Das Bild von Friedrichs schillernder Persönlichkeit. Für einen mittelalterlichen Herrscher galten andere Maßstäbe als für einen heutigen Regierungschef. Entscheidend waren seine Fähigkeiten, mit Waffen umzugehen.

Im Fechten mit dem Schwert war er besonders geschickt und seine Gegner, mit denen er übte, mögen oft keinen leichten Stand gehabt haben. (31)

Hinzu kam als Grundvoraussetzung das Charisma.

Einer seltenen Glückhaftigkeit, die immer das Traumhafte und Unwahrscheinliche streifte, auch dem eigenartigen Zauber, den er ausstrahlte, hatte es Friedrich zu danken, wenn trotz unzähliger Hinterhältigkeiten und Verfolgungen seine Fahrt ihn zum Ziele führte: ohne Heer, ohne Geld, der deutschen Sprache kaum mächtig, angewiesen auf die Hilfe des Papstes, auf die wahrscheinliche Treue wenigstens einiger deutscher Fürsten und auf die Geltung des staufischen Namens... so zog er seiner Weisung gehorchend von Palermo und Messina aus, sich das römische Reich zu erobern... (48)

Wen erinnert diese Schilderung nicht an die von Hitler überstrapazierte „Parteierzählung“, wie der „Führer“ als siebtes Mitglied einer winzigen Splitterpartei ohne Mittel, ohne Anhänger nur mit seinem unerschütterlichen Glauben an Deutschland ausgezogen sei, die Macht im Reich zu erobern? Das Hochmittelalter lieferte den idealen Rohstoff für den späteren Führermythos von Freikorpskämpfern. Und Hitler selbst hat den Kaisermythos ganz bewusst eingesetzt, um den deutschen Weltherrschaftsanspruch zu untermauern.³

Friedrich II. stand gewissermaßen an einer Zeitenwende. Er war nicht nur oberster Lehnsherr im Reich, sondern hat auch den ersten modernen Staat gegründet. Widersprüche in seiner Person lagen also an seiner Zeit. Aber dies heißt nicht, dass wir Widersprüche in der Darstellung seiner Persönlichkeit akzeptieren dürften, zumal wenn sie von politisch-weltanschaulicher Brisanz sind.

*Friedrich II. ist nicht, wie etwa sein Vater von einem gelehrten Kaplan der Gattung eines Gotfried von Viterbo erzogen worden, auch nicht wie so viele andere Fürsten in klösterlicher Stille von einem weltflüchtigen Mönch. Gerade wegen seines späteren umfassenden Wissens und seiner staunenerregenden fremdartigen Gelehrtheit hat man angestrengt nach einem eigentlichen Erzieher des Staufers geforscht - den Aristoteles Friedrichs hat man nicht gefunden. Und das ist begreiflich. Denn einen Lehrer seiner Art, den er hätte übertreffen oder auch enttäuschen können, gab es damals nicht und die Schule bloß eines Waffenmeisters konnte für ihn nicht mehr genügen. **Friedrich II. ist ein typischer Nicht-Schüler gewesen: niemandem hatte er etwas zu danken und was er war, war er „sua virtute“...** Darum war sein Wissen auch von dem der Zeitgenossen der Sache wie der Anlage nach so durchaus verschieden. **Denn erzogen hat den Stauferknaben einmal der Dinge Not... dann aber Markt und Gasse Palermos, das heißt das Leben selbst.** (29f.)*

Hier wird ein Mythos aufgebaut, den auch Hitler um seine Person gerankt hat, den Mythos vom genialen Autodidakten, der niemandem seine Bildung verdanke. Auch Hitler fühlt sich als ein Genie und wurde als solches bewundert. K. gibt sich gar keine Mühe, den Widerspruch zu beseitigen, dass er an anderer Stelle durchaus die Quelle von Friedrichs fremdartigem Wissen angibt, dem der Staufer eine Überlegenheit im Abendland verdankte: Die arabische Gelehrsamkeit. Besonders ärgerlich ist, dass sich Friedrichs

³ Eines ist jedenfalls sicher: Wenn wir überhaupt einen Weltanspruch erheben wollen, müssen wir uns auf die deutsche Kaisergeschichte berufen. Alles andere ist etwas so Junges und derart Fragiles und nur bedingt Gelungenes. Die Kaisergeschichte ist das gewaltigste Epos, das - neben dem alten Rom - die Welt je gesehen hat.

Selbständigkeit angeblich auch auf seine moralische Haltung bezogen habe. K spricht von der „gebieterischen Majestät des Knaben“ und von seiner „vollkommenen Unzugänglichkeit gegenüber jeder Ermahnung: er folge allein dem Antriebe seines eigenen Willens, so hieß es.“ (30) Auch hier fragt man sich, was das eigentlich solle, zumal man wenig später Folgendes erfährt: „Friedrich befand sich unbestreitbar im Unrecht und es blieb ihm daher auch nichts übrig, als dem Papst zu gehorchen.“ (34)

3. Grundlage der Kritik des Bildes von Friedrich II. Schon die wenigen Kostproben zeigen: Dies ist ein faszinierender Stoff, aus dem der Historiker und begabte Schriftsteller K. ein packendes Buch gemacht hat. Sein Werk überstand eine Rezension von Karl Hampe, wenn auch nicht ganz so glänzend, wie Horst Fuhrmann betonte. Es enthält jedoch moralische - K. sagte „menschliche“ - und politische Überzeugungen, bzw. Wertungen, die heute scharf zu kritisieren sind, zumal sich K. in den USA von diesen selbst distanziert hatte. Und um in dieser Frage Stellung zu beziehen, bedarf es keiner besonders gründlichen Kenntnisse mittelalterlicher Geschichte. Hier sei jeder Laie aufgefordert, mitzudenken.

Wir fragen uns, woher der Mythos des „majestätischen Knaben“ kommt, die Annahme seiner „vollkommenen Unzugänglichkeit gegenüber jeder Ermahnung“. Liegt hier nicht ein typisch deutsches Buch vor, das Kants Forderung nach Autonomie des Willens aus der hohen Sphäre der Philosophie in den Alltag hinunter bringt? Wenn es jedoch auf die Erziehung überhaupt nicht ankommt, welchen Stellenwert bekommt dann die Kultur? Wozu noch Lehrer, wozu Schulen, wozu Universitäten, wenn ein Genie durch der Dinge Not auf Markt und Gassen von Palermo vom Leben selbst erzogen wird?

Beginnen wir nach dieser Polemik unsere seriöse Kritik von hinten, sozusagen vom Fazit her:

Friedrich II. sei, so K., das Vorbild aller Renaissance-Tyrannen gewesen. Doch dann schränkt er ein: *Die unerhörte Spannweite Friedrichs II. und die Weltgeltung eines Kaisers hat den Renaissance-Tyrannen freilich gefehlt. Nur der Staufer, mit dem das Reich schloss und die Frucht aufsprang, reichte als Priester noch in die Himmel Gottes hinauf, dröhnte als Kaiser über das Erdenrund hin und stieß als Tyrann bis in die tiefsten Höllen hinunter, um mit den himmlischen und irdischen Mächten auch die von der Kirche für ein Tausendjahr gebannten Dämonen und Kräfte der unteren Welten aufzu-*

Diese Kühnheit, wenn man sich vorstellt, wie oft die Kerle über die Alpen geritten sind. Dr. Henry Picker, Hitlers Tischgespräche im Führerhauptquartier, Stuttgart 1963/76, S.102

rühren und in sein Gesamt einzubeziehen: Gottessohn, Weltenrichter und Widerchrist zugleich. Doch göttlich zu sein, ohne „Satan“, das Leben selbst zu fesseln, war ja die Grundspannung der Renaissance überhaupt und Friedrich II. hat als Erster diese Spannung von Himmel und Hölle gezeigt und damit als Erster diese Kluft geschlossen. Er, Heiland und Antichrist zugleich, der erste Gottlose und der erste von sich aus göttliche, nicht durch die Kirche heilige Mensch, hatte diese zwiegesichtige Einheit herbeigezwungen... (513)

Selbst ein Gegner der katholischen Kirche wird den Ausdruck *heilig* hier in Frage stellen, wenn er zugleich von der tiefsten Hölle erfährt, die Friedrich als Tyrann durchschritten habe, und zwar als Täter, nicht als Leidender. Wer war Friedrich nun eigentlich, ein Heiliger oder ein extrem gottloser, unmoralischer Tyrann? Man kann doch wohl nicht beides zugleich sein. Aber K. weist oben auf die „ungeheure Spannweite“ Friedrichs hin, der es fertig gebracht habe, selbst die extremsten Gegensätze von heilig und tyrannisch, von Himmel und Hölle in seiner genialen Person zu vereinen. Welches geistige Schema steckt hinter diesem Denken jenseits der Logik?

Friedrich war nach den Maßstäben Nietzsches, der im 9. Kapitel, das mit *Antichrist* überschrieben ist, immer wieder durch die Seiten geistert, ein Übermensch, der sich alle Gegensätze „einverleiben“ könne. (KSA 10/593) Denn die Gegensätze existierten nur für ein pöbelhaftes Denken, er meint, für ein logisches Denken. „Die Gegensätze sind einem pöbelhaften Zeitalter gemäß, weil leichter *faßlich*.“ (KSA 12/397) Zur moralischen Relevanz dieser These sei auf das Bild vom *Baum am Berge* im *Zarathustra* verwiesen, der mit seiner Krone die lichte Höhe des Himmels umfasse aber mit seinen Wurzeln tiefer als jemals einer zuvor ins Erdreich dringe, ins Böse. Noch im *Ecce homo* (Also sprach Zarathustra 6) wird die Seele erwähnt, welche die längste Leiter hat und am tiefsten hinunter kann, die umfänglichste Seele, welche am weitesten in sich laufen und irren und schweifen kann. Der Übermensch vereinigt in sich auch den extremen Gegensatz von Gut und Böse.⁴ Nietzsche hat außerdem die „bisherigen Fürsten“ mit einem Gegenbild höchster Macht konfrontiert, das nach K. auf Friedrich II. passte: *Der römische Cäsar mit Christi Seele*. (KSA 11/289)

4. Überprüfung der Lehre vom Übermenschen. Wir müssen nun zwei Fragen stellen. War Friedrich II. einem römischen Cäsar, vielleicht sogar C. Julius Caesar

⁴ Vergl. Dieter Just, Nietzsche kontra Nietzsche (2.4), (3.3.4) und (3.4.2)

selbst an die Seite zu stellen? Und dann die zweite Frage: Wie war es um „Christi Seele“ dieses Kaisers bestellt?

a) Der Caesar. Das Kriegführen war, wie wir bald erfahren, nicht Friedrichs eigentliche Stärke. Aber wie stand es mit seiner Macht, mit der „Weltmachtstellung“ dieses Kaisers? Da finden wir in K.s Darstellung ein merkwürdiges Paradox. Friedrich II. ist als Realpolitiker kläglich gescheitert. Seine *Privilegien für die deutschen Fürsten* bewirkten nach seinem Tode im Jahre 1250, als die „kaiserlose, die schreckliche“ Zeit wie ein Schock einsetzte, den völligen Zusammenbruch des Deutschen Kaiserreichs und leiteten die staatliche Zersplitterung Deutschlands ein, die viele Jahrhunderte dauern sollte. So gesehen, hat Friedrich die eigentliche Katastrophe der deutschen Geschichte heraufbeschworen, was K. natürlich wusste. (292ff.) Trotzdem wollte er an die deutsche Geschichte nicht die Maßstäbe der „staatsklugen westlichen Nachbarn“ (296) anlegen, denn den Deutschen sei ja das Reich geblieben.

Die Reichsmystik hat in der Vorgeschichte des „Dritten Reichs“ eine große Rolle gespielt, und zwar aus folgendem Grund: Als deutsche Rechtsintellektuelle ab etwa 1924 diesen Ausdruck verwendeten, hieß der deutsche Staat offiziell immer noch Deutsches Reich, aber es gab keinen Kaiser mehr, sondern die Weimarer Republik. Nach allgemeiner Lesart hatte Bismarck nach dem Untergang des ersten deutschen Kaiserreichs (1806) im Jahre 1871 das Zweite Kaiserreich gegründet. Wer um 1924 von einem neu zu gründenden Dritten Reich sprach, wollte die Weimarer Republik aus der deutschen Tradition hinauswerfen und an die Kaiserzeit anknüpfen. Warum sich die deutsche Rechte mit dem Weimarer System nicht abfinden konnte, lag an der politischen und vor allem militärischen Ohnmacht des damaligen deutschen Staates - Stichwort: die Fessel von Versailles - und natürlich auch an dem „undeutschen“ Regierungssystem, sprich: an der Demokratie. Ein Publizist oder Historiker, der mit seinen Wertungen dem Mythos vom Reich Vorschub leistete, und gegen die „staatsklugen westlichen Nachbarn“ polemisierte, arbeitete also der politischen Rechten zu, indem er dem unpolitischen, realitätsfremden Denken oder sollte man besser sagen dem politischen Träumen der Deutschen neue Nahrung gab.

Dass von dieser rechten Position aus der Übergang zum Faschismus fließend war, zeigt folgende Bewertung: Zu Friedrichs Politik, die deutschen Fürsten mit Herrschaftsprivilegien auszustatten, was zum Untergang des Kaiserreichs führte, schreibt K. :

Es ist wie überall bei Friedrich II. jene höchste Gespanntheit, ohne die für ihn Leben nicht denkbar wäre, jenes unvergleichlich kühne verwegene Spiel, bei dem die geringste

*Umlagerung der Kräfte den Sturz bringen musste... „die Fürsten Germaniens, von denen unsere Erhebung abhängt und unser Sturz“, wie Friedrich wissend und offenen Blickes späterhin schrieb. Die Gefahr war nur der Höhe gemäß. Mit Friedrich II., von den Deutschen als Verhängnis und leibhaftes Schicksal gewußt, ersehnt und gescheut, stürzte das Reich. **Doch bleibender als ein sicher fristendes Jahrhundert waren die wenigen Stunden, während derer ein deutscher Kaiser auf solchen gefährlichen Höhen schreiten durfte.** (298)*

Eine riskante Politik des Kaisers führte zum Untergang des Reiches. Dennoch habe sich das Wagnis gelohnt. Der Lohn lag in einem wenige Stunden dauerndem Gefühl. Man fragt sich, wer dieses alles entschädigende Hochgefühl genossen hat, das ganze deutsche Volk oder wenigstens der deutsche Hochadel? Zunächst ausschließlich der Kaiser selbst und dann wohl diejenigen, die sich in mystischer Einheit mit ihm völlig identifizieren konnten. „Gefühl ist alles“, schrieb später *Der Stürmer*. Und man könnte hinzufügen, die Vernunft ist nichts.

Auch zu dieser Wertung hat Nietzsche in seinen Anti-Darwin-Texten die Richtung vorgegeben: Über den Willen zur Selbsterhaltung stellt er den so oft missverstandenen „Willen zur Macht“:

Die reichsten und complexesten Formen - denn mehr besagt das Wort „höherer Typus“ nicht - gehen leichter zu Grunde: nur die niedrigsten halten eine scheinbare Unvergänglichkeit fest. .. Auch in der Menschheit gehen unter wechselnder Gunst und Ungunst die höheren Typen, die Glücksfälle der Entwicklung, am leichtesten zu Grunde...Die kurze Dauer der Schönheit, des Genies, des Caesar, ist sui generis: dergleichen vererbt sich nicht. (KSA 13/317)

Dauerhaftigkeit, Hinfristen eines „mittelmäßigen“ Lebens sei kein Wert. Ein intensives Schweben in der Höhe zähle mehr. Während Historiker Caesars Größe vor allem damit begründen, dass er die Institution des Römischen Kaiserreichs schuf, die fast fünf Jahrhunderte Bestand hatte, ist für den völlig unpolitischen Nietzsche derselbe Caesar ein „höherer Typus“ unabhängig davon, ob er ein langlebiges Reich geschaffen hat oder nicht. Was K. betrifft, schimmert durch sein Politikverständnis die Lebensanschauung eines Soldaten, der selbst nach überstandenen Fronteinsatz nicht davon lassen konnte, sein Leben in einem verbotenen Freicorps zu riskieren, um sich am Nervenkitzel der höchsten Gefahr zu berauschen.

Zur pragmatischen oder realistischen Bewertung einer bestimmten Politik taugt diese Einstellung allerdings nichts. Denn übertrüge seine heroische Sicht auf heute, wäre fol-

gendes Statement möglich: „Mögen unsere Feinde in ihrer Mittelmäßigkeit scheinbar siegreich dastehen. Die Entfesselung des Zweiten Weltkriegs war trotzdem alles andere als ein unverzeihlicher Fehler. Hat er doch den Führer und die Deutschen, die sich mit ihm eng verbunden fühlten, wenigstens für kurze Zeit mit unvergleichlich beglückenden Triumphgefühlen beschenkt.“ Dies wäre die Weltanschauung der Ewig-Gestrigen, die nur auf die „ewige Wiederkunft des Gleichen“ hoffen können.

War Friedrich II wenigstens auf dem Höhepunkt seiner Macht ein wahrer Weltherrscher oder wenigstens der Herrscher über das Abendland? Ließe sich auf das deutsche Kaisertum ein deutscher „Weltanspruch“ (Hitler) gründen? K. wusste, dass der deutsche Kaiser im Gegensatz zum Papst den europäischen Königen keine Befehle erteilen konnte. (431) Also konnte von einer wirklichen Herrschaft des deutschen Kaisers über das Abendland keine Rede sein, geschweige denn von „Weltherrschaft“. Dennoch erweckt K. ständig den gegenteiligen Eindruck, auch wenn er manchmal suspektere Formulierungen gebraucht, wie z.B. oben den Ausdruck, „(er) dröhnte als Kaiser über das Erdenrund hin.“ (513) Was soll mit diesem „Dröhnen“ gemeint sein? Im 8. Kapitel nennt er Friedrich schon in der Überschrift den *Dominus mundi* (Herrn der Welt), weist aber zugleich auf die Zweideutigkeit dieses Ausdrucks hin. „Herr der Welt“ hieß damals auch Satan. (396) Die „Weltherrschaft“ Friedrichs zeigte sich also daran, dass sein Name angesichts des leidenschaftlichen Endkampfes zwischen ihm und dem Papst in aller Munde war, nicht nur im Abendland, sondern auch in der arabischen Welt. Friedrich genoss also eine Art von Herostratenruhm.

Übertragen wir auch diese Wertung auf die heutige Zeit. Zwar hat Hitler den deutschen Namen mit kaum denkbaren Verbrechen besudelt, aber dennoch, ja gerade deshalb bewegt er „die Welt“, zumindest die „geistige Welt“ der Sensationslust wie kein anderer Politiker. An der Zahl der ihm gewidmeten Publikationen gemessen hat er als Gegenstand des historischen und publizistischen Interesses längst Napoleon überflügelt. Wenn der renommierte Historiker Eberhard Jäckel vom 20. Jahrhundert als vom „deutschen Jahrhundert“ spricht, liegt dies fast auf der gleichen Linie. Da die „Kultur des Gedenkens“ kräftig gedeiht, dürfte dann auch das 21. Jahrhundert dank Hitler ein „deutsches Jahrhundert“ werden. Offenbar haben sich die Jahrhunderte an unsere Fersen geheftet und verfolgen uns bis in alle Ewigkeit.

b) Der Christus. Auf der Suche nach der „christlichen Seele“ Friedrichs II. treffen wir auf die eigentliche Schattenseite dieses „Heiligen“, der sich im Kampf gegen das Papsttum selbst urchristlicher Argumente bediente: seine Grausamkeit. Friedrich sei, so K.,

der „intoleranteste Kaiser“ gewesen. (209) Ketzler hat der frühe Aufklärer grausamer verfolgt als die Päpste, was K. aus seiner „Staatsräson“ ausführlich begründet. Heute wird die über die Araber vermittelte Entdeckung des Aristoteles und allgemein der griechischen Philosophie nur positiv gesehen, denn Philosophie sei Geist und der Geist verbürge den Fortschritt. Die Schattenseite dieser Entwicklung hat K. aufgezeigt, ohne sie allerdings als solche zu werten bzw. zu erkennen.

„Ex Aristotelismo Machiavellismus“ hat später Campanella erklärt und damit die wichtigsten Zusammenhänge tatsächlich aufgedeckt. (190)

Diesem Machiavellismus kann K. nur gute Seiten abgewinnen.

*Seit diesem letzten Schlag war, von Geringfügigkeiten abgesehen, jeglicher Widerstand der Lehensaristokratie für die ganze Dauer der Regierung Friedrichs II. (in Sizilien) gebrochen, woraus sich in der Tat ergibt, daß die härtesten und skrupellosesten Mittel auch die mildesten sind, wenn der sie Anwendende weiß, was er will, oder um Platons Wort anzuführen: daß „unter den Reinigungen des Staates, die schweren, welche zugleich die besten sind, nur ein Mann durchzuführen vermag, der Tyrann und Gesetzgeber in einer Person ist..., der auch zu töten und zu verbannen sich nicht scheut... Denn keinem Gesetzgeber bleibt es erspart, sein Werk mit einer Maßregel dieser Art zu beginnen.“ **Im übrigen hat Friedrich II. mit verblüffender Genauigkeit nach den später von Machiavell aufgestellten Regeln gehandelt, der gleichfalls das Beseitigen der ersten Helfer unter allen Umständen fordert: denn diese würden späterhin die gefährlichsten Gegner, weil sie sich gegen den Herrscher zuviel herausnahmen und doch nie befriedigt werden könnten.** (95)*

Man fühlt sich bei dem letzten Satz, der noch wichtig wird, unwillkürlich an Stalins „Säuberungen“ erinnert, als er die Bolschewiken der ersten Stunde liquidieren ließ, und an den sogenannten Röhm-Putsch, die Ermordung der SA-Führung durch die SS. Nun mögen manche das brutale Vorgehen Friedrichs gegen die Lehensaristokratie in Sizilien aus „Staatsräson“ billigen. Entstand doch durch den Tyrannen Friedrich der erste moderne Staat in Europa nach dem Untergang des Römischen Reiches.

Aber Friedrich ging weiter. Ziel dieses Kaisers sei es gewesen, aus den Sizilianern eine einheitliche Rasse zu schaffen, wozu er auch die dem Papsttum heilige Institution der Ehe angriff, indem er bei Strafe der Güterkonfiskation allen sizilischen Männern wie Mädchen, ohne besondere kaiserliche Erlaubnis eine Ehe mit Fremdstämmigen einzugehen verbot.

Dazu ein kühner Vergleich:

Wie der Judengott aus der großen Zahl der Erdenvölker sich ein Volk erwählt hat - man kann den Vergleich kaum eng und wörtlich genug fassen - so der Kaiser, der Könige König, der Herr des Imperiums, das Volk der Sizilier-Apulier. Sizilien ist ihm das gelobte Land, die Bewohner aber preist er als sein auserwähltes, sein ihm besonders gehöriges Volk.. (170)

Der respektlose Vergleich mit dem „Judengott“ ist kein Zufall, sondern offenbar durch Friedrichs Selbstdarstellung, die K. kritiklos übernimmt, bedingt. Dazu der Kommentar: *Deutlicher als in diesem Gesetz läßt sich **der Willen des Kaisers, auch dem Blute nach aus den Siziliern ein einheitliches Volk zu schaffen** schwerlich aussprechen, **eine Maßnahme, die mit ihrer notwendigen und heilsamen Strenge zugunsten einer höheren Ordnung freilich jeglichem Kirchenbrauch widersprach...** Es zielte eben in diesem glasklaren Staat, der nicht nur theoretisch auf der *necessitas rerum* (Notwendigkeit der Dinge) gründete, alles auf die höchste Einheit hin: **denn die Einheit war ja Gottes, die Buntheit des Teufels.** (226)*

Wahrhaft abstoßend dann der folgende Abschnitt:

Daß Friedrich II. erreichte was er wollte: bei seinem Volk das Gefühl der Achtung zu erwecken vor der Würde des eigenen Bluts, das beweist die Geschichte. Denn als die Sizilier drei Jahrzehnte nach dem Tod ihres einzigen Kaisers sich gegen die Franzosen, die Anjous zur Vesper erhoben - das am meisten verraßte Volk von Palermo zuerst - und unter den wieder entfalteten Adlerzeichen mit dem Ruf: „Tod den Galliern!“ in einem Blutbad ohnegleichen die Franzosenbesatzungen abschlachteten, da rissen sie den von Franzosen geschwängerten sizilischen Weibern mit dem Schwerte den Schoß auf, um die fremde Frucht herauszuholen und zu zertreten.“ (226)

Dass K. kein Wort der Kritik von Friedrichs Rassenpolitik findet, ist um so ärgerlicher, als er sich anfangs anders geäußert hatte:

*Wenn es wahr ist, daß der Knabe in seiner Jugend der Spielball der gleichen Kräfte ist, die er später als Mann in ihrer Gesamtheit beherrscht und durchdringt, so war Friedrich wohl schon damals die Weltherrschaft bestimmt. **Denn in dem kleinen Sizilien waren alle Kräfte des Morgen- und Abendlandes vertreten durch eine Auslese sämtlicher Mächte der damaligen Welt, die sich auf der Insel und in Apulien herumschlugen und tummelten und wie im Urchaos mit primitivsten Trieben durch- und übereinanderwogten:** das waren die Deutschen..., die Franzosen.. Sizilier und Apulier, Sarazenen, Pisaner und Genuesen, .. päpstliche Legaten.. mit italischen Truppen, ... spanische Ritter. (27)*

Wie verträgt sich die Vorstellung von Weltherrschaft durch Rassenmischung mit der Billigung von Friedrichs späterer Rassenpolitik? Wiederholt sich hier Nietzsches ambivalente Einstellung zur Rassenreinheit?⁵ Hat uns K. mit dem ersten Satz dieses Zitats vielleicht eine philosophische Antwort gegeben? Aber lassen wir die Philosophie. Wir haben hier sicher die „menschlichen und politischen Überzeugungen“ gefunden, die K gemeint haben dürfte, als er vom „gründlichen“ Sinneswandel sprach, den er fern von deutscher Philosophie in den USA vollzogen hat.

5. Das mangelnde Verständnis für Ideologie. Wenn man dem Tyrannen Friedrich in die Hölle seiner Untaten gefolgt ist, fragt man sich, woher denn die Vorstellung von der „Heiligkeit“ dieses Kaisers komme. K. findet sie vor allem in der Selbstdarstellung dieses Kaisers und in den Lobeshymnen schmeichelnder Dichter, die sich der Kaiser zu Propagandazwecken an seinem Hof hielt. Und dies ist vielleicht die größte Schwäche dieser Biographie. Sie ist im Kern tatsächlich eine Mythenschau. K. lehnte in seiner Zeit als deutscher Intellektueller die sogenannte „positivistische“, sich möglichst ausschließlich an Fakten orientierende Geschichtsschreibung ab, auf der z.B. der Historiker Albert Brackmann bestand, und bekannte sich bewusst zur Einbeziehung von Mythen und Legenden in seine Darstellung, da ihnen ein höherer Wert zukomme. Dies ist der alte Streit zwischen der Forderung nach einer nur auf Tatsachen bezogenen Geisteswissenschaft und einer künstlerischen oder philosophischen Schau, wie er auch zwischen Nietzsche und Wilamowitz-Moellendorff um die *Geburt der Tragödie* ausgetragen wurde. Unter den romantisch veranlagten Deutschen hat die strenge Wissenschaftlichkeit leider meist den Kürzeren gezogen. Und im Falle der Biographie von K. muss man dies besonders bedauern.

Etwas verkürzt formuliert: Friedrich II. erhielt von K. den Heiligenschein,

- weil erstens ein kampanischer Dichter, Petrus von Eboli, die Geburt des späteren Friedrichs II. mit Anspielungen an Vergils viertes Hirtengedicht feierte, in dem die Errettung der Welt durch ein Kind prophezeit wurde, was man im Mittelalter natürlich auf Jesus Christus bezog, (11)
- weil zweitens Friedrich nach seiner Selbstkrönung in Jerusalem im Jahre 1229 Worte der Heiligen Schrift, die dem Gottessohn galten, auf sich selbst bezog, (157) und

⁵ Vergl. www.d-just.de 8. Der Stürmer, Stichwort (Rassen)

- weil er sich drittens im Kampf gegen den Papst gewissermaßen die Reformation vorwegnehmend radikaler urchristlicher Argumente bediente, die einem Potentaten, der mit viel Pomp und einem orientalischen Harem durch die Lande zog und obendrein mit muslimischen Soldaten das „Oberhaupt der Christenheit“ angriff, kaum jemand abnahm.

Wofür Nietzsche und K. jegliches Verständnis fehlte, war der Begriff der „Ideologie“, d.h. populär gesprochen der keineswegs der Wahrheit verpflichteten Propaganda aller Mächtigen. Friedrich hat sich, um den Papst noch wilder und fanatischer angreifen zu können, der Maske Jesu Christi bedient. Diese diente nicht dem Frieden, sondern sollte im Gegenteil den Kampf nur noch intensivieren.

6. Ein besonders schlimmer Lapsus. Bedenklich wirkt die Vermischung von Mythos und Realität vor allem da, wo K. die Parallelen von Christus und dem Kaiser zu weit treibt:

*Wenn sich Friedrich II. von den Seinen dem Gottessohn gleich verehren ließ, wenn seine in Parma gefangenen Getreuen ihn anflehten, durch die Kraft seiner Heilshände sie zu befreien, so ergab sich jetzt gegen Ende seines Lebens mit **unerbittlicher Folgerichtigkeit**, daß Friedrich nicht nur von Glanz Ruhm und Ehre, sondern auch von dem Schicksal des Weltenkönigs sein Teil tragen musste. (508)*

Eine seltsame „unerbittliche Folgerichtigkeit“. Friedrich wurde zwar nicht wie sein „Vorbild“ Jesus Christus gekreuzigt, aber er wurde angeblich von Petrus de Vinea verraten. Dieser war der Kanzler und engste Vertraute des Kaisers.

Als Logothet, „der die Worte setzt“, und größter Stilist der lateinischen Sprache im Mittelalter war er in Wort und Brief der Mund des kaiserlichen Denkens und Handelns, der Schöpfer überhaupt des eigentlich kaiserlichen Sprachtums und des majestätischen Sprachtons, zugleich als der berühmte Jurist Verfasser wohl aller Gesetze des Kaisers, als der durch und durch gebildete Gelehrte und Humanist der Ratgeber, Vertraute, ja der Freund Kaiser Friedrichs II. Eben als der Meister aller Formgebung, der die für die Welt wirksame Sagform der kaiserlichen Fülle und Kraft wie kein anderer beherrschte, der dem Tun des Kaisers die jeweils wirksame Deutung gab und dadurch nicht wenig das kaiserliche Auftreten selbst mitbestimmte, dessen ständiges Wechseln und Frontverändern er faßbar zu machen und zu verkünden hatte, war Petrus de Vinea dem Kaiser unentbehrlich. (231f.)

Der „Verrat“ dieses Mannes stellte demnach eine wahre Katastrophe im Leben Friedrichs dar. Aber war es wirklich Verrat? K. schreibt, die Ereignisse von Cremona, wo es zum Sturz und zur Verhaftung dieses bedeutenden Mannes kam, seien im einzelnen dunkel geblieben. Der Kaiser habe das Meiste verschleiert, das Gerede der Zeitgenossen das Meiste entstellt. (508) Wir kennen aus der Geschichte Hitlers und Stalins das pathologische Misstrauen der Diktatoren, dem, wie K. an anderer Stelle (siehe oben) anmerkt, gerade die ersten Helfer zum Opfer fallen. Eine „unerbittliche Folgerichtigkeit“ liegt jedoch sicher darin, dass K. auf die erste Geschmacklosigkeit, Friedrich mit Christus zu vergleichen, eine zweite folgen lässt. Der „Verräter“ wird prompt als Judas apostrophiert.

Selbst wenn Petrus de Vineia seinen Herrn wirklich verraten hätte, - was eher unwahrscheinlich ist oder zumindest nicht mehr beweisbar ist - dann wäre der Vergleich mit Judas eine weitere Ungerechtigkeit, nicht nur gegenüber Judas, sondern indirekt gegenüber den Juden allgemein, da der Gleichklang des Namens Juda mit Jude, speziell in der Geschichte des deutschen Antisemitismus eine verhängnisvolle Rolle gespielt hat.⁶

An diesem Fall zeigen sich die Vorteile einer streng positivistischen Geschichtsschreibung, die sich möglichst auf Fakten und sichere Erkenntnisse beschränkt, auch wenn sie durch diese Askese den Leser niemals so emotional erfassen und mitreißen kann, wie eine sprachlich bombastische Mythenschau, die sich nicht scheut, hemmungslos mit gefährlichen Vorurteilen zu spielen.

7. Gegen das „geheime Deutschland“. Eckehart Grünewald spricht in seinem Biographischen Nachwort von der insgesamt positiven Aufnahme der Neuerscheinung in Deutschland. Sie sei ohne „antiquierte Nationalismen“ gewesen. (551) Ein aufmerksamer Leser wird dem letzten Satz nicht zustimmen können, wie auch einer anderen Bewertung Grünewalds:

Ernst K. entschied sich im November 1933, seine Lehrtätigkeit wieder aufzunehmen. In seine ersten Vorlesung sprach er - über das „Geheime Deutschland“! Diese Vorlesung war nicht nur ein ergreifendes Bekenntnis zu der Georgischen Vision eines zugleich deutschen und doch übernationalen „Neuen Reiches“, das keineswegs mit dem neues-

⁶ Judas war kein Verräter im üblichen Sinn, selbst wenn Christus ihn so genannt haben soll. Er hat den Häschern keine Interna preisgegeben, sondern lediglich die Identität Jesu, wozu es keines Jüngers bedurft hätte, zumal der Gesuchte nicht in den Untergrund abgetaucht war. Auch im Prozess vor dem Hohen Rat sind die Richter nicht auf Informationen irgendwelcher Spitzel, verdeckter Ermittler oder Verräter angewiesen, da sich Jesus Christus ganz offen zu seiner Lehre bekennt.

ten „Dritten Reich“ zu verwechseln sei; sie war auch der zum Scheitern verurteilte Versuch, durch die Gewalt der Rede und die Macht der beschworenen Bilder Studenten gegen die Verführungen nationalistischer und völkisch-rassistischer Wahnvorstellungen zu immunisieren. Und es war eine damals einzigartige, nicht ungefährliche Tat, wenn sich ein deutscher Jude im November 1933 vor ein zum Teil uniformiertes Publikum stellte und diesem erklärte, daß das „Geheime Deutschland“ das wahre, noch verborgene und schlummernde Deutschland sei und mit dem kürzlich „erwachten“ Deutschland nichts aber auch gar nichts zu tun habe. (544)

K. hat 1933 in der Tat großen Mut bewiesen. Dennoch kann ich mich des Eindrucks nicht erwehren, hier versuche ein konservativer deutscher Autor einen deutschen Juden für Zwecke einzuspannen, die dieser selbst im Jahre 1964 nicht mehr gebilligt hat. Für uns kann aber nicht der K. des Jahres 1933 maßgeblich sein, sondern der spätere, in Amerika geläuterte K., der Demokrat.